

„In meiner chemischen Sudlerei dahier...“

Goldmacherei im Dreißigjährigen Krieg.

Der Alchemie gewidmete Passagen in den Briefen Erzherzog Leopold Wilhelms
an seinen Bruder, Ferdinand III., 1646 und 1647

Rudolf Werner Soukup, Universität Wien

Die bisherige Erforschung der auf uns gekommenen Spuren von Laboratorien des 16. und 17. Jahrhunderts ermöglichte ein besseres Verständnis der Entwicklung der Chemie von einer *ars* hin zu einer *scientia*. Gemeint sind zunächst die an Bergwerke und Münzstätten angeschlossenen Probierstuben, in denen Edelmetallgehalt von Erzen und Münzmetallen bestimmt wurde; leider sind aus diesen Probierstuben nur wenig Artefakte (Probierscherben, Tiegel, Öfen) erhalten geblieben. Dennoch sind wir hinsichtlich der dort praktizierten Techniken und Arbeitsabläufe durch die Bergwerksliteratur (z.B. Georg Agricolas „De re metallica“ von 1556, bzw. Lazarus Erckers „Beschreibung“ von 1574) relativ gut unterrichtet.

Wesentlich zur Szene gehörten auch die alchemistischen Laboratorien, die insbesondere an Fürstenhöfen in Betrieb waren. Im Falle des Laboratoriums des Grafen Wolfgang II. von Hohenlohe (1587 – 1610) auf Schloss Weikersheim sind Rechnungen, Baupläne, Geschäftskorrespondenzen sowie Kriminalakten gefunden worden.¹ Ein von Hans Kilian um 1555 angefertigter Katalog des Laboratoriuminventars des Laboratoriums des Ottheinrich von der Pfalz auf Schloss Neuburg an der Donau im Umfang von Hunderten von feinen Federzeichnungen wurde unlängst digitalisiert.² Realiter zu sehen, mitunter sogar zu begreifen, sind all die in den damaligen Laboratorien im Einsatz gewesenen Destillierkolben, Alebiken, Sublimationsgefäße, Aludeln, Zementationsbüchsen, Schmelztiegel, Probierscherben und Öfen im Museum vom Kirchberg am Wagram; dieses Museum enthält die im Laboratorium von Oberstockstall des Dompropstes zu Regensburg, Victor August Fugger, und späteren Bischofs von Regensburg, Sigmund Friedrich Fugger, von etwa 1570 bis ca. 1600 verwendeten Geräte – zum Teil mit deren Inhalten. In letzterem Laboratorium wurde zwar einerseits, so wie in den Probierstuben großer Hüttenbetriebe, der Gold- und Silbergehalt von Proben ermittelt, es wurden aber auch chemische Präparate (z.B. Antimonöl oder gar Kalomel), so wie sie Paracelsus in seinen Schriften angegeben hatte, hergestellt. Außerdem kamen Transmutationsversuche zur Ausführung: es wurde versucht

¹ Jost Weyer, Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie, Thorbecke, Sigmaringen 1992.

² Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 302: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg302/0035>

Gold aus unedlen Metallen „zu machen“.³ Wie bei dieser Goldmacherei vorgegangen wurde, davon wissen wir nur wenig. Der Briefverkehr des Erzherzogs Leopold Wilhelm mit seinem Bruder, dem Kaiser Ferdinand III., bietet die einmalige Chance „Goldmachern“ über die Schulter zu sehen.

Die Berater des Erzherzogs „in Sachen Alchymia“

In den Briefen des Kaisers Ferdinand III. an seinen Bruder war bereits vor 1642 von alchemischen Versuchen die Rede. Am 8. Jänner 1642 teilte Leopold Wilhelm seinem Bruder brieflich mit, *dass er in diesem Jahr „mit Chimicis angehebt“ habe*.⁴ Erzherzog Leopold Wilhelm war damals Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen. *Zwei Doktoren aus Leipzig (Dr. Agricola und Dr. Michael) hätten sich angeboten (ihn zu beraten); Dr. Agricola wolle mit Metallen arbeiten, der andere bleibe bei seiner Medizin*. Es handelt sich um Dr. Johann Agricola (1590 – 1668)⁵ und dem mit ihm befreundeten Dr. Johann Michael (Johannes Michaelis 1606 - 1667).⁶ In den Briefen aus den Jahren 1646/47 taucht der Name Dr. Agricola zweimal auf: Im Brief 56 aus Tirschenreuth in der Oberpfalz vom 26. 2. 1646 wird *ein Schreiben des Dr. Agricola* ankündigt. In diesem Brief ist von einem *Bergwerk* die Rede. Leopold Wilhelm meint nun, *wenn der Kaiser ein solches Bergwerk bekommen könnte, wäre es wert darinnen noch einmal zu laborieren*. Am 7. März 1646 (im Brief Nr. 57, S. 3 u. 4) bedankt sich Erzherzog Leopold Wilhelm bei seinem Bruder, *dass dieser des Agricola Gold*

³ Soukup 2007, S. 268;

⁴ Zitiert nach Schreiber 2004, S. 34: Brief Leopold Wilhelms an Ferdinand III. HHSTA, Familienkorrespondenz A, Kt. 10, f- 69v. (Siehe Ledel 1995).

⁵ Johann Agricola wurde in Neunburg in der Kurpfalz geboren, studierte in Königsberg und ging als junger Magister 1610 nach Tirol, wo er etliche Alchemisten kennen lernte, so auch Adam Haslmayr in Schwaz, bei dem er ein Mercurium Solis-Präparat sah. Außerdem erfährt er in Tirol wie Antimonpräparate herzustellen und anzuwenden sind. Er kommt in den Bergbauort Gastein, nach Salzburg und ordiniert in Gmunden. In Wien praktiziert er anno 1613 beim Leibarzt des Kaisers Matthias, Dr. Matthäus Judex. Von der Residenzstadt aus besucht er die oberungarischen Bergstädte Alt- und Neusohl sowie Schmenitz. In Enns hat er Kontakt zum letzten noch lebenden Famulus des Paracelsus, Aegidius von der Wiesen. Via Klagenfurt geht Agricola nach Basel, wo er 1614 zum Doctor promoviert und 1615 nach Marbach, wo er bei Dr. Johannes Hartmann seine chemiatische Ausbildung vervollkommnet. 1615 wird er Stadtarzt von Frankenhausen. 1616 ist er Stadtphysikus in Altenburg in Thüringen, 1622 Oberaufseher der Fürstlich Sächsischen Salwerks in Sulza an der Ilm. Im August 1631 erlebt er den nunmehr über Thüringen hereingebrochenen Krieg in all seinen Schrecklichkeiten. 1632 erwirbt er in Naumburg das Bürgerrecht. 1637 schreibt er seine Hauptwerk, die „Chymische Medizin“. 1638, im Erscheinungsjahr der „Chymischen Medizin“, zieht er mit seiner Familie nach Leipzig. 1644 begibt er sich in den Dienst der Stadt Breslau. Johann Agricola war wohl der beste Kenner aller chemiatischen Präparate seiner Zeit. Die Goldkocherei der vielen Scharlatane verurteilte er als „Affenspiel“. „Die Halunken sudeln und brodeln“ zu sehen ekle ihn. (Siehe Johann Agricola, Chymische Medicin, nach der Erstausgabe Leipzig 1638/39 herausgegeben, eingeleitet und mit einer biographischen Skizze versehen von Oliver Humberg, Buchverl. Humberg, Eberfeld 2000; Soukup 2007, S. 309ff.)

⁶ Johann Michael stammt aus Soest. Nach Studien an den Universitäten Rostock und Leiden geht er 1630 an die Universität Wittenberg um bei Daniel Sennert mit medizinischen Studien zu betreiben. Noch im selben Jahr wechselt er an die Universität Leipzig, wo er 1630 den akademischen Grad eines Magisters erwirbt. 1631 promoviert er zum Doktor der Medizin und bereits 1633 ist er ordentlicher Professor in Leipzig. 1637 bekleidet er zum ersten Mal die Dekanswürde. 1641 ist er Leibarzt des Herzogs Friedrich Wilhelm II. von Sachsen-Altenburg. Als er 1642 von Leopold Wilhelm kontaktiert wurde, hatte er bereits seine *Disputationes de auro* 1630 in Leipzig drucken lassen. Zahlreiche medizinische Werke wurden von ihm ab 1649 publiziert (Siehe Wikipedia-Artikel, 4.9.2016).

„dem Christian“ werde zustellen lassen. Er weist nochmals seinen Bruder darauf hin, dass Dr. Agricola im Brief vom 27. Februar den Ort des besagten Bergwerks genannt habe.

Vom März 1643 bis Mai 1644 residierte (mit einer Unterbrechung im Dezember) Leopold Wilhelm in Passau, wo er seit 1626 das Amt des Administrators bekleidete. Es ist bemerkenswert, dass seine beiden unmittelbaren Vorgänger im Bischofsamt von Passau begeisterte Anhänger der Alchemie waren: Urban von Trenbach (Amtszeit 1561 – 1598) ist als ein „alchemiae amicus singularis“ bekannt, der paracelsistische Manuskripte sammelte,⁷ und Erzherzog Leopolds V., alchemistische Neigung ist durch Dedikationen mehrerer Manuskripte belegt.⁸



Abb. 1. Dr. Johann Agricola (anonym 1638) und Johannes Michaelis (Kupferstich von Johann Dürr 1667).

Erz von der Erzherzogin Claudia de' Medici aus Innsbruck

Leopold Wilhelm schreibt im Brief 53 vom 19. Februar 1646, er habe von „der Erzherzogin“ eine Schachtel mit Waschgold (also Goldnuggets, die aus einem Fluss stammen, oder Goldflitter) und „rot gulden Erz“ zugeschickt bekommen. Bereits Lazarus Ercker kannte dieses

⁷ Siehe Brief des Adam Haslmayr 1611 an Karl Widemann (Soukup 2007, S. 259).

⁸ Soukup 2007, S. 301;

Erz 1580. Ercker bezeichnete es als „roth Güldig Ertz“. Wie erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert geklärt werden konnte, gibt es zwei unterschiedliche Rotgültigerze, nämlich das Dunkle Rotgültigerz, welches häufiger ist, und das Lichte Rotgültigerz. Beide Erze sind keine Golderze, sondern Silbererze: ersteres Silbersulfoantimonid Ag_3SbS_3 (Pyrargyrit) letzteres ein Silbersulfoarsenid Ag_3AsS_3 (Proustit). Bemerkenswert ist, dass Leopold Wilhelm das Erz lieber als in Pulverform in Form einer noch unbearbeiteten Stufe (als Stuferz, also als Erzstufe bzw. als Handstein) erhalten hätte. Leopold Wilhelm *bittet seinen Bruder, er möchte diese Schachtel mit dem Waschgold öffnen und untersuchen lassen, damit „wann es Gold ist, damit ich weiß wie viel es sei“. Schließlich wäre die Schachtel mit dem Inhalt „dem Mußliz“ oder einer anderen Person des Vertrauens zu übergeben.*⁹

Die alchemistischen Bemerkungen auf der Seite 7 des Briefes 54 aus Dürnstein, datiert mit 22. Februar 1646, beziehen sich ebenfalls darauf, dass Leopold Wilhelm *eine Schachtel von der „Erzherzogin zue Insprug“* (Hervorhebung R.W.S.) *erhalten habe*. Mit der Absenderin kann wohl nur Claudia de' Medici (gest. 1648) gemeint sein, die 1626 den Statthalter in Tirol und Vorderösterreich Erzherzog Leopold V. ehelichte. Erzherzogin Claudia hatte zahlreiche Berührungspunkte mit der Alchemie. Der Vater der Erzherzogin, Ferdinando I. de' Medici, hatte eine Zeit lang den Alchemisten Leonhard Thurneysser beschäftigt. Ihren Onkel, Francesco I. de' Medici, kann man Dank eines Ölgemäldes des Jan Van der Straet in seinem Laboratorium in den Uffizien heute noch beim Destillieren bewundern. Die alchemistischen Bemühungen und Interessen ihres Gatten, des Erzherzogs Leopold V., sind durch zahlreiche Manuskripte zu belegen.¹⁰ Ihre Schwiegertochter und gleichzeitige Nichte, Anna de' Medici, erwies sich 1658 als große Bewunderin des Arztes und Alchemisten Guiseppe Francesco Borri.

„Und lezlich wirt nichtß darauß werden“. Eine endlose Reihe von Versuchen

Am 19. Februar 1646 (im Brief 53 aus Waidhaus) hofft Erzherzog Leopold Wilhelm auf „die Goldmacherei“ „des Juden“. Er will diesen Prozess schleunigst überprüfen, weil auch der Kaiser gewisse diesbezügliche Hoffnungen hat. Wer dieser Jude ist, bleibt offen. Nun kommt die Rede auf einen Alchemisten namens Reichenpach,¹¹ der demnächst ankommen soll. Leopold Wilhelm ist sich nicht sicher, ob man auf ihn setzen soll.

⁹ Ein Obristleutnant Mußlitz stand 1644 als stellvertretender Kommandant des Regiments de Vacchi in kaiserlichen Diensten (Siehe: Bernd Warlich, Der Dreißigjährige Krieg in Selbstzeugnissen, Chroniken und Berichten: <http://www.30jaehrigerkrieg.de/muslitz-n/> besucht 1.9.2016)

¹⁰ Soukup 2007, S. 301, Fußnote 818;

¹¹ Die Identität dieses Alchemisten Reichenpach ist ungeklärt. Sollte es Friedrich Metsch auf Reichenbach und Friesen (gest. 1655) sein, der kaiserlicher Geheimer Rat und Reichpfennigmeister war? (Siehe: Johannes-Franciscus Buddeus, Allgemeines Historisches Lexici, Bd. 2, 1740, S. 891) Es ist außerdem bekannt, dass ein Heinrich von Reichenbach (auf Siebeneiche und Ottendorf, gest. 1660) bei Kaiser Ferdinand III. zur Audienz war (siehe: Johann Gottlob Worbs, Die Rechte der evangelischen Gemeinden in Schlesien an den ihnen im 17. Jahrhundert genommenen Kirchen und Kirchengütern, Sorau 1825, S. 70).

Im gleichen Brief, in dem von der „*Erzherzogin zue Insprug*“ erwähnt wird, berichtet Leopold Wilhelm, dass er *ein Schreiben eines Fra(n)cesco Maria von Rein über einen alchemistischen Prozess* erhalten habe. Dieser schwärmt davon, „*waß Ihm vor schene sachen unter die hend khumen*“. Leopold Wilhelm aber meint dazu, dass der Optimismus des Briefschreibers nicht angebracht sei: „*und lezlich wirt nichtß darauß werden*“. Schließlich geht es um einen Brief, *der vom Apotheker aus Nürnberg stammt*. Das ist insofern interessant, weil man weiß, dass es seit etwa 1651 in Nürnberg eine „*Alchemistische Gesellschaft*“ gegeben hat.¹² Jedenfalls kündigt der Apotheker an, er werde dem Erzherzog *ehebaldigst mehrere seiner „menstrui“* (sic)(Lösungsmittel) *zur Extraktion der Seele des Goldes* zusammen mit der Prozessbeschreibung *zusenden*. Leopold Wilhelm wird – so schreibt er jedenfalls - seine diesbezüglichen Erfahrungen dem Kaiser berichten und demnächst auch ein Urteil darüber fällen.

Im Brief 56 aus Tirschenreuth in der Oberpfalz vom 26. 2. 1646 ist von einem *Karl aus Brüssel* im Zusammenhang mit einem *Lösungsmittel für Gold die Rede, das gar nicht so übel wäre*. Gleich am nächsten Tag (Brief 55, Seite 2, bzw. 3, ebenfalls aus Tirschenreuth) berichtet Leopold Wilhelm, *dass ein Jude eine farblich schöne Goldprobe geschickt habe*. Leopold Wilhelm ist aber wegen der besonders prächtigen Farbe der Oberfläche misstrauisch. Er meint, dass hier *mittels einer Zementation in einer Zementationsbüchse nur eine oberflächliche Anreicherung des Goldanteils stattgefunden habe und er ist sich so gut wie sicher, dass beim Treibprozess auf der Kupelle ein beträchtlicher Verlust die Folge sein wird. Die genauere Untersuchung wird vom „Hirsch“ ausgeführt werden* (Friedrich Hirsch war jener kaiserlichen Kammerdiener, der als Laborant arbeitete). *Wenn das Ganze nicht so beschwerlich und langwierig wäre, würde Leopold Wilhelm ja den Prozess selber zur Ausführung bringen. Friedrich Hirsch hat übrigens auch hinsichtlich des Prozesses der Maria¹³ - so wie der Briefschreiber selber - nichts Weltbewegendes herausgefunden.*

Am 7. März 1646 schreibt EH Leopold Wilhelm (Brief Nr. 57, S. 3 u. 4) immer noch aus Tirschenreuth, er *bedanke sich, dass ihm der Kaiser einen chemischen Prozess zugesandt habe. Er werde – obgleich er nicht viel davon halte – einige Teilschritte selber machen, andere dem Laboranten Hans in Wien machen lassen.*

Er erwähnt zunächst wohlwollend einen *Goldherstellungsprozess eines Juden. Aber ein Kunstgriff muss dabei nicht übermittelt worden sein, sodass das Ganze doch irgendwie schief lief.*

Das „Reibwerk“, die „Dealbation“ und die „grosse Silberprobe“

Nun kommt Leopold Wilhelm auf einen Bericht eines Spitzels aus Regensburg zu sprechen. Es geht um einen Prozess, bei dem *ein sechswöchiges Reiben (über Tag und Nacht)* wesentlich ist. Und zwar findet dieses Reiben *in einer eisernen Büchse* statt. Gerieben werden *1 Teil Silber oder Gold zusammen mit 16 Teilen Quecksilber. Dabei sind die Farben*

¹² Hermann Schelenz, Geschichte der Pharmazie, Springer-Verl. Berlin etc. 1904, S. 250;

¹³ Maria die Jüdin, eine Alchemistin, die um das 2. Jahrhundert in Alexandria gelebt hat.

Schwarzgrau und Rot zu sehen. Als er anfangs noch gar nicht so lange gerieben habe, wäre es zu einer Verflüchtigung gekommen, was ihn bestürzt gemacht habe. Nach der halben Zeit allerdings kam es zu einer „Erhöhung“, bis der Inhalt zuletzt ganz fest wurde. (Was nicht weiter verwunderlich ist, da nunmehr nach so vielen Wochen das ganze Quecksilber in die Gasphase übergegangen ist.) Leopold Wilhelm verspricht mit Hilfe einer neuen Büchse und einem neuen Reibwerk das Ganze zu wiederholen, um zu sehen, „was darauß werden wirt“. Obwohl Leopold Wilhelm noch im Februar (nämlich im Brief 51) seinen Bruder beteuerte, er werde „den Quecksilberprozess“ aus Zeitmangel nicht „laborieren“ können, zeigt er sich nun dazu bereit einen extrem langwierigen Transmutationsprozess, nämlich einen wochenlangen „mechano(al)chemischen Prozess“, ausführen lassen zu wollen.

Am 10. März 1646 (im Brief 59, S. 8) kommt Leopold Wilhelm gleich zu Beginn auf den merkwürdigen Reibeprozess zu sprechen. Die Schlussfolgerung aus dem Bericht des Laboranten Hans ist: *die Mercurius Solis-Herstellung ist gänzlich falsch abgelaufen!* Leopold Wilhelm hat die Büchse gleich vorweg mit Quecksilber ausreiben lassen ohne darauf zu achten, dass das Holz das Quecksilber an sich ziehen soll. Er befiehlt, nun künftig nicht mit Quecksilber ausreiben zu lassen. Er meint auch zwei wichtige Handgriffe vergessen zu haben: es sollte 1 Lot Sublimat (Quecksilber(II)-chlorid) dazu gegeben werden; außerdem sollte man beim Beginn des Reiben einen Löffel Regenwasser in die Mischung tropfen lassen. Letzterer Handgriff soll verhindern, dass wegen der großen Hitze in der Büchse (die durch das Reiben entsteht) das Quecksilber verdampft. Dies ist nicht die Erfindung des Laboranten, ein einfältiger Mann aus den Tiroler Bergen habe dies geraten. Dessen Vater sei eines vornehmen Herrn in Italien Laborant gewesen. Er habe Gold gemacht aus nichts anderem als Quecksilber und Sublimat. Selbiges habe er in einer hölzernen Schüssel etliche Stunden gerieben. Unterschiedliche Farben seien zu sehen gewesen. Beim Sublimieren sei ein roter Kalk am Boden des Sublimationsgefäßes übrig geblieben, der beim Treibprozess viel Gold ergeben habe. Dies hat der Spitzel ausprobiert, Leopold Wilhelm wird es heute oder morgen selber selber in Angriff nehmen. Er meint, dass durch das Eintragen des Kalks in Silber sich die Ausbeute erhöhen sollte. Außerdem ist ihm jetzt klar, dass es auf das richtige Reiben ankommt.

Am 15. März 1646 hofft Leopold Wilhelm im Brief 62 auf S. 3 (bzw. dann auf S. 5), dass das vermeintliche Gold zwar die Probe im Fluss mit Antimonit bestehen werden wird, er fürchtet aber, dass auf der Kupelle das gesamte Silber abgehen wird und es dadurch zu einer Erhöhung des Goldanteils kommt. Etliche dieser Prozessschritte wird er den Laboranten Hans machen lassen. Er selber wird alles überprüfen. Der Spitzel (aus Regensburg) ist in der Zwischenzeit wieder abgereist. Er wird etwas von seinem Goldkalk schicken, wenn er das Experiment zur Ausführung bringt. Der Spitzel sagte, er wolle hoffen, dass er zustande bringt, was „der Prete Negri“ getan hat. Der Goldkalk erweist sich beim Abtreiben auf der Kupelle als flüchtig: er geht völlig weg. Wenn man ihn aber zusammen mit Kieselsteinen (also mit Quarz) schmilzt, wird ein schönes rotes Glas daraus. Das bedeutet, dass es sich dabei um nichts andere als Soda gehandelt hat, wobei es zur Verglasung mit SiO₂ kommt. Das Stichwort Glas aber führt auf die Spur des geheimen „Prete Negri“: Es ist zu vermuten, dass sich unter

diesem Decknamen kein anderer verbirgt als Antonio Neri, der 1612 seine „L' arte vetraria“ in Florenz drucken ließ. Prete bedeutet im Italienischen „Priester“. Antonio Neri (1576 – 1614) war tatsächlich Priester. Das Buch *L' Arte vetraria* enthält das gesamte Wissen seiner Zeit über die Glasherstellung.

Nun weiter im Text des Briefes 62: *Wird auf dieses Glas Spiritus vitrioli (Schwefelsäure) gegossen, so extrahiert die Säure eine „Tinktur“. Man nehme diesen Extrakt und schütte ihn in Quecksilber, welches zuvor in Aqua fortis (Salpetersäure) gelöst wurde. Dabei entsteht ein schwarzer Klumpen. Den zieht man heraus und unterwirft ihn einem Reverberierfeuer. (Damit ist das heißeste, mit Holzkohle zu erzielende Feuer im Schmelzofen gemeint). Man findet dreimal mehr Gold als am Anfang vorhanden war - sagte die Prozessvorschrift voraus. Der Spitzel schwört, er habe diesen Prozess etliche Male ausgeführt und werde bald etwas von diesem Pulver zusenden. Der Laborant Hans wird in Wien, wenn Leopold Wilhelm zum Kaiser kommt, die Präparation vornehmen, die in längstens drei Tagen zu schaffen ist.*

Im Postscriptum zum Brief 63 aus Eschenbach vom 21. März 1646 bittet Leopold Wilhelm seinen kaiserlichen Bruder *einen gewissen Seman aus Passau an die alchemistischen Arbeiten in der Neuen Burg teilnehmen zu lassen*. Etwa zwei Wochen später, das entnehmen wir einem Brief aus Bad Staffelstein vom 2. April 1646, meint Leopold Wilhelm, *man sollte diesen Seman wieder dorthin ziehen lassen, wo er hergekommen wäre. Der Statthalter von Passau wisse über ihn, dass er nie zur Beichte ginge, nie zur Messe; er glaubt er wäre ein Lutheraner - oder gar ein Atheist.*

Aus dem Brief 64 aus Staffelstein vom 26. 3. 1646 erfährt der Kaiser, *dass der Quecksilberprozess mit einer neuen Büchse wieder ausprobiert wird. Allein der Laborant Hans beklagt sich über den Meister Andre, dass dieser keine guten Büchsen mehr mache.*

Den Fortgang der alchemistischen Arbeiten betreffend schreibt Leopold Wilhelm am 28. April 1646 aus Bad Staffelstein: *„In meiner chimischen Sudlerei dahier habe ich eine überaus schöne Dealbation (einen Weißwerdungsprozess) gefunden.“* Leopold Wilhelm möchte erkunden, *ob man bei der mehrfachen Ausführung den Zustand noch verbessern könne.*

Ein gewisser „P“ *aus Erfurt hat etliche alte Bücher gebracht.* Leopold Wilhelm wird dessen Experimentiervorschriften versuchen und über die Ergebnisse nächstens berichten.

Eine ungewohnt herbe Passage findet sich ab S. 3 in Brief 73 aus Bad Staffelstein vom 29. 4. 1646. Leopold Wilhelm ist verärgert, wegen eines gewissen „Carls zue Venedig“, *der ex tempore, also quasi aus dem Stegreif, ein Artilleriegeschütz gießen kann, von dem „der Montecuculi“ (wohl General Raimondo Montecuccoli (1609-1680)) sagt, es wäre wie ein Wunder, aber jedenfalls kein alchemistisches Geheimnis. Sein kaiserlicher Bruder hätte diesen Carl zu sich rufen sollen. Leopold Wilhelm wird versuchen diesen Carl zur „armada“ (also zur Flottenstreitmacht) zu bringen, fürchtet aber, es sei zu spät dazu.*

Im Anschluss daran berichtet Leopold Wilhelm, dass er dieser Tage einen Prozess eines P. Carteiser (also eines Karthäusermönchs) laboriert habe. Eingesetzt wurden Kupfer, Stahldraht und Zinnober, wobei Leopold Wilhelm zunächst nur das Symbol des Zinnobers mit den beiden doppelt gestrichenen ZZ-Buchstaben einfügt, dieses Symbol aber nochmals durchstreicht und „Zinober“ daneben schreibt. Das Ganze hätte eine „grosse Silberprobe“ bestehen sollen. Dies war zwar nicht der Fall, aber ein „grosser Blick der schensten Venus ist gebliben“, soll heißen: Es zeigte sich die strahlendste, vielleicht sogar beim Erstarren Licht aussendende Kupferoberfläche, was nicht weiter verwunderlich ist, da ja auch Kupfer in den Tiegel eingesetzt worden war. Der Teibprozess ist bis in die dritte Kupelle hinein nicht möglich gewesen, obgleich sogar mit Silber vermengt worden ist. Letztlich verschwand der Tiegelinhalt, aber ein italienischer Fürst könnte mit so einer Metallmischung leicht falsche Münzen schlagen lassen, denn die Legierung würde eine übliche Münz-Probation bestehen. Leopold Wilhelm schickt dem Wardein in Wien etwas zur Probe.

Am 21. Mai 1646 bedankt sich Leopold Wilhelm bei seinem Bruder wegen der „chimischen gazeten“ (chemischen Neuigkeiten). Seine Kaiserliche Majestät hat ihm den Inhalt eines Diskurses mit dem (Alchemisten) Reichenpach übermittelt. Leopold Wilhelm meint, man solle den Reichenpach nicht mit Gewalt zu etwas zwingen. Man solle die „leit“ eher ziehen lassen als sie nötigen. Man bringt sie sonst oft aus lauter Verzweiflung um Leib und Seele. Man könne von ihm „etlich hipsche chimische stikhl“ bekommen. Insbesondere solle Eure Kaiserliche Majestät ihn vorsichtig über das „Reibwerk“ ausfragen: wie die BÜchse beschaffen sein soll, wie viel man hineintun soll, wie lang erhitzt werden soll... Der Kaiser soll auch mit ihm besprechen, dass Leopold Wilhelm beabsichtigt, eine BÜchse aus Gold anfertigen zu lassen. Hält er diese Idee für eine gute? Er solle auch besprechen, dass von Leopold Wilhelm einmal in einer BÜchse Silber gerieben worden sei, welches dabei ganz braun geworden ist (wohl durch Silbersulfidbildung) und es seien dabei in einer gläsernen BÜchsen auch ein paar Tropfen eines roten Öls entstanden, das er für einige Tropfen Spiritus vitrioli (Schwefelsäure) gehalten habe, die allerdings auch gleich wieder verschwunden sind.

Es soll das alles streng geheim bleiben. Der (zuvor in einigen Briefen erwähnte) Spitzel weiß zwar nicht allzu viel davon, er könnte dennoch im München etwas ausgeplaudert haben. Leopold Wilhelm gesteht, mit dem Reibwerk-Prozess nicht recht weiter zu kommen. Den Meister des Piccolomini bezeichnet er als „ein(en) esel(s) khopf“. Dennoch solle man ihm „unsere“ Weise der Bereitung des Mercurius Solis mitteilen. Auf eine dabei entstehende Tinktur ist zu hoffen. Beim Dealbations-Prozess brachte es Leopold Wilhelm von 2 Lot auf 10 Lot. Soviel zur Chemie...

Projektionen, Tinkturen, Menstrua

Etwa einen Monat später spricht Leopold Wilhelm im Brief 88 aus Radpach (15. 6. 1646) von der Hoffnung, dass „der Reichenpach“ eine „Projektion“ vorgenommen habe. Unter einer Projektion verstand man das Daraufwerfen einer keinen Menge Edelmetall auf eine unedle Schmelze, in der Hoffnung es käme – wie bei der Aussaat eines Weizenkorns auf ein

Feld - zu einer Vermehrung des Goldes im Tiegel. Leopold Wilhelm hätte nur *gerne gewusst wohin der Reichenpach gegangen ist und ob er wieder zum Kaiser zurückkehren wird*. Der schon mehrfach besagte Spitzel, *der vorgibt mit dem Reichenpach bekannt zu sein, glaubt nicht, dass dieser mittels der Projektion eine (alles in Gold verwandelnde) Tinktur machen könne. Er habe nur gesehen, wie der Reichenpach Goldplättchen genommen habe und dieselbigen mit etwas „überschrieben“ habe. Das Ganze habe nun wie Gold ausgesehen. Ob es aber wirkliches Gold war, bleibt ungewiss. Die übrigen Geheimnisse des Reichenpach, die dieser Seiner kaiserlichen Majestät mitgeteilt habe, sind gewiss „galant“. Was sie können, sollten sie selber versuchen, so muss auch der Spiritus V(itrioli) (=Schwefelsäure) ohne zugesetztes Wasser ein „schönes“ Geheimnis sein. Leopold Wilhelm möchte wissen, welchen Effekt eine derartige Säure zustande bringt. Ob sie wohl Gold aufzulösen imstande ist?*

Die Sache mit dem *Reibwerk* beschäftigt Leopold Wilhelm neuerlich. Leopold Wilhelm erinnert daran, dass er – wenn er das Geld dazu hätte - für diesen Prozess *eine Büchse aus Gold habe anfertigen lassen wollen*. Die nächst Passage ist in einem Zifferncode verschlüsselt: 4244322315655 und hat etwas mit der Meinung des Piccolomini zu tun. Leopold Wilhelm *hat dazu schon eine Model in Wien, welche der Meister Andre gemacht hat, machen lassen. Der Kaiser solle deswegen „dem Cristian“¹⁴ einen Befehl geben. Er selber verlange nur zu hören, wie das Ganze abläuft.*

Was den Spitzel angeht, so wird von ihm in München sehr viel gehalten. Diese Information hat Leopold Wilhelm direkt von der *Kurfürstin* (Maria Anna von Österreich (1610–1665)). *Der Kurfürst* (Maximilian I.) *verwendet dessen Universalmedizin und vermeint auch, nach dem Urteil und der Hoffnung des Spitzels, eine Tinktur daraus zu machen. Den Hofnarren Hans, der dem Erzherzog Leopold Wilhelm sonst in seinem Laboratorium auf dem Felde zur Hand geht, schickte Leopold Wilhelm zu ihm, gleichsam als ein „Handeisen“ (eine Handschelle). Er soll ihm insbesondere sein „menstruum ex urina humana“ (Lösemittel aus menschlichem Urin) zeigen: ein gänzlich lieblich gemachter Spiritus. Geschickt wurde dieser Hans auch deswegen, damit er das „sol fixum“ (des Spitzels) erhalte. Mit diesem sol fixum kann das Gold gänzlich gelöst werden, es bleibt nur ein weißer Körper zurück. Der Spitzel ist in einer*

¹⁴ Ob damit Christian von Hartig gemeint sein kann, ist derzeit noch fraglich. Christian von Hartig (1605-1677) besuchte nach einem Philosophie- und Medizinstudium in Frankfurt (Oder), Straßburg und Genf zu seiner weiteren Ausbildung Frankreich, England, die Niederlande und Dänemark, ging anschließend über Leipzig und Augsburg nach Venedig und Padua, wo er am 21. Juli 1629 Doktor der Medizin wurde. Er wurde am 7. Oktober 1632 in den Rat von Zittau berufen, wo er Stadtrichteramt verwaltete und viele Jahre als Bürgermeister dem Rat vorstand. Gemeinsam mit seinen Geschwistern, dem venezianischen Leibarzt Johann Jacob Hartig, und Sibylla Hartig, wurde er am 15. Oktober 1645 in Linz von Kaiser Ferdinand III. in den rittermäßigen Reichsadelsstand erhoben (siehe Wikipedia, „Christian von Hartig“ (besucht am 3.9.2016)). Christian von Hartig ließ 1651-54 in Zittau/Althörnitz ein Schloss erbauen. Im Erdgeschoss des alten Turmes führte Walter von Tschirnhaus, der mit Christian von Hartig befreundet war, mit Christians Sohn, Johann Jacob von Hartig (1639-1718), alchemistische Experimente durch. Siehe: Siegfried Niese, Der Beitrag des Bergrats Gottfried Pabst von Ohain (1656-1727) bei der Erfindung und Entwicklung des Meißner Porzellans, Heimathefte Mohorn/Grund, Heft 4, 2014, S. 8

http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/15686/Pabst_von_Ohain_Mohorn.pdf bzw. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-156864> (besucht am 2.9.2016).

guten Schule, man wird ihm schon „auf die Kappe schauen“, meint Leopold Wilhelm. Und wenn der Kurfürst das alles für gut befindet, so kann auch Leopold Wilhelm etwas davon haben. Hingegen will der Spitzel den Leopold Wilhelm nur mit dem Reibprozess reich machen. Er hat eine eiserne Büchse machen lassen, in die 25tt hinein gehen. ... Ein Reibwerk könnte ohne menschliches Zutun vierundzwanzig Stunden lang mit einem Zimmer-Wasserrad angetrieben werden, wie es eines in München gibt.

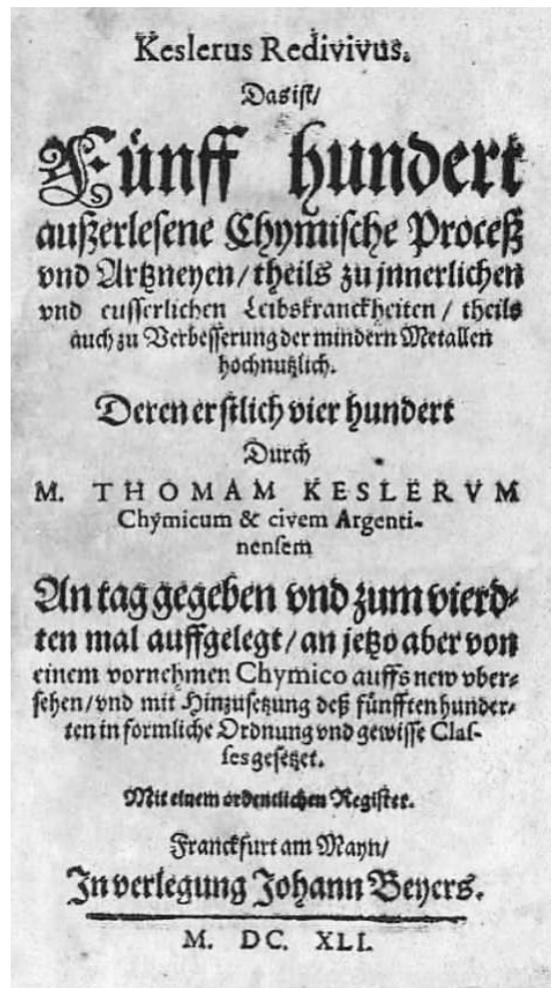
Hinsichtlich des Prozesses der Silberfixation, der dem Leopold Wilhelm von Seiner Majestät zugesandt wurde, wurde der Laborant Hans damit beauftragt, ein bestimmtes Pulver zu machen. Ist aber missglückt. Leopold Wilhelm wollte zu gerne wissen, ob sich der junge Kerl, der den Spiritus Vitrioli machen kann, auf dass er die Tinktur Solis extrahiere, wieder beim Kaiser gemeldet habe. Dieser habe angeboten sich im Mai zu stellen oder einen Bericht zuzuschicken.

Die Passagen chymischen Inhalts des Briefes 90 vom 19. Juni 1646 übersendet Leopold Wilhelm seinem Bruder, dem Kaiser Ferdinand III., *sub sigillo volante, also „unter offenem Siegel“*. Zunächst geht es um vier Prozesse, die er „dem Hans“ schickte, damit der sie ausprobieren kann. Der Prozess, bei dem es um das aqua mercurii (also um das Quecksilber) geht, soll ganz passabel sein. Der Reiffenperger¹⁵ soll den Prozess in Italien selber gesehen haben, allerdings nur bis zum Einschluss (der Reaktionsmischung) in das Philosophische Ei (in ein hermetisch versiegeltes Gefäß), danach ist er abgereist. Wenn Quecksilberpräzipitat (wahrscheinlich ist das HgO gemeint) gemacht wird, so nimmt man von demselben einen Teil auf 10 Teile Quecksilber. Wenn zu viel vom Quecksilber beim Erhitzen abraucht (das Quecksilber muss zuvor wohl mit Essig und Salz gereinigt worden sein) so entsteht ein Pulver, das wie zuvor der Präzipitat aussieht, doch nicht so stark farbig. Man gibt von diesem Pulver einen Teil auf 10 Teile flüssigen Silbers; dabei wird alles zu Gold – es ist wahr, es ist eine schöne Sache. Den Prozess wurde aus einem gedruckten Buch, welches den Titel trägt „500 Chimische Proces“¹⁶ von Leopold Wilhelm abgeschrieben. Die anderen Prozesse hat Leopold

¹⁵ Hans Anton Schweikard Freiherr von Reiffenberg war kaiserlicher Obrist und Generaladjutant bei Erzherzog Leopold Wilhelm. 4.8.1646 löste er Knörning als Kommandant in Friedberg (Landgrafschaft Hessen-Kassel) ab. Siehe: Bernd Warlich, Der Dreißigjährige Krieg in Selbstzeugnissen, Chroniken und Berichten: <http://www.30jaehrigerkrieg.de/reiffenberg-reiffenberg-hans-johann-anton-schweikard-freiherr-von/> (1.9.2016)

¹⁶ Dieses Buch ist unschwer zu identifizieren: *Keslerus Redivivus. Das ist, Fünff hundert außerlesene Chymische Proceß und Artzneyen, theils zu innerlichen und äusserlichen Leibs-Kranckheiten, theils auch zu Verbesserung der mindern Metallen hochnutzlich. Deren erstlich vier hundert Durch M. Thomam Keslerum Chymicum & civem Argentinensem. An Tag gegeben und zum vierdten mal auffgelegt, an jetzo aber von einem vornehmen Chymico auffs new ubersehen, und mit Hinzusetzung deß fünfftenhundert in formliche Ordnung und gewisse Classes gesetzt. Franckfurt am Mayn, Johann Beyer, 1641.* Online verfügbar ist: https://books.google.at/books?id=sbM5AAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&ad=0#v=onepage&q&f=false (besucht am 3.9.2016). Das Buch ist eine Neuauflage von: Thomas Kessler, Vierhundert auserlesene Prozesse, Straßburg 1629. Folgt man dem Text des Kapitels „An den Leser“ in der Ausgabe von 1713, so soll Kes(s)ler bereits 1628 „Zweihundert auserwählte Prozess und Stücklein“ publiziert haben: Auch die Ausgabe von 1628 ist online verfügbar: M. Thomas Keßler, Zeihundert Außerlesene Chymische Prozeß/ und stucklein/ theils zur innerlichen/ theils zur Wund- äusserlichen Artzney dienstlich biß anhero in geheim verhalten anjetzo aber mit vielen guten und geschwinden/ handgriffen verbessert/ zu Nutzen der Hermetischen Medicin Liebhabern an tag geben, Johann Reppen, Phillip Sartorius, 1628. Der Teil I (bis S. 122)

Wilhelm noch in Prag erhalten. Sie gefallen ihm nicht übel. Geb' Gott, es wolle etwas wohl geraten...



Titelblatt Kesslerus Redivivus, Frankfurt 1641

Im Brief 92 aus Ilmstein (ab S. 4) vernimmt Leopold Wilhelm mit Wohlwollen, dass nun (in Wien) mit dem Edelsteinmachen begonnen wurde. Es ist eine schöne Kuriosität, aber Gold zu machen wäre doch noch schöner! In den letzten Tagen hat Leopold Wilhelm in Sachen Chymicis einiges weiter gebracht. Zunächst hatte er Kontakt zu einem Dr. Hankhe(s) aus Hanau. Dieser ist ein feiner Mann und hat große Hoffnung „etwas zu machen“. Dieser Dr.

enthält „Hundert außerlesene Chymische Prozeß“:

https://books.google.at/books?id=c9JAAAAcAAJ&pg=PA198&lpg=PA198&dq=%22Thomas+Kessler%22+Stra%C3%9Fburg&source=bl&ots=ghCs8YNMGA&sig=KKhMc3iCQGgAXwE1NW-vSeSxYFo&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwi8mquZy_3OAhXJ0RQKHWF3AasQ6AEIKjAE#v=onepage&q=%22Thomas%20Kessler%22%20Stra%C3%9Fburg&f=false (besucht am 7.9.2016)

Thomas Kessler, der aus Colmar stammte, war Laborant in Straßburg. Er sagt von sich, er habe bereits seit 26 Jahren (demnach seit etwa 1602) spagyrische Studien betrieben. Er diente Johann Reinhard von Schaunberg zur Herlisheim und Sulzbach und Christoph zu Schaunberg, seines Zeichens kaiserlicher Rat Ferdinands II. und Rat und Forstmeister zu Landsern Erzherzogs Leopold V von Österreich. Erwähnt werden in der Widmungsschrift auch die beiden „Junckherren“ Melchior von Schaunberg zu Niederherckhen und Hattstatt sowie Claus von Schaunberg zu Vernach. Die Junker werden als Liebhaber der spagyrischen Künste bezeichnet. 1631 und 1634 publizierte Kessler in Straßburg bei Zezner Übersetzungen der Werke des Joseph Quercetanus.

Hankhe wird mit Leopold Wilhelm eine intensive Korrespondenz führen. Leopold Wilhelm hat auch mit dem Grafen Erpach, der in Hanau wohnt,¹⁷ Kontakt aufgenommen. Der sei ein „chimico per la vita“ und er hätte auch einen trefflichen Laboranten, einen Doctor. Leopold Wilhelm wünscht, dieser wäre katholisch. Die beiden haben miteinander ein gutes Lösungsmittel zustande gebracht - lediglich aus dem Regenwasser. Etliche Fuder Wasser (1 Fuder ca. 1000 L) sind allerdings vonnöten. Dieses Wasser lässt man sieden, bis es eindickt. Nach sechs Wochen wird nach und nach überdestilliert. Dabei geht zunächst eine Flüssigkeit über, danach ein lieblicher, doch scharfer Geist mit einem flüchtigen Salz. Zuletzt bekamen die beiden ein „sal fusim“ (hier mein Leopold Wilhelm wohl ein geschmolzenes Salz). Leopold Wilhelm weiß nicht, wie die beiden dies danach miteinander vereinigt haben, jedenfalls haben sie es ohne weitere Zugabe in vorliegendes flüssiges Blei eingetragen. Dabei fanden sie reichlich Gold und Silber. Anschließend nahmen die beiden den Spiritus aquae pluvialis (Geist des Regenwassers) und – so glaubt jedenfalls Leopold Wilhelm – haben dieses Spiritus mit dem Sal volatile (dem flüchtigen Salz) vereinigt. Dies löst das Gold auf. Dann haben sie es mit irdischem Wasser, das ein güldenenes ... (?) in sich führt, accumuliert (versetzt). Dabei entstand ein treffliches Lösemittel, welches Gold vollständig aufschließt. Die rote Tinktur wurde extrahiert, welche hernach mit spiritus vitrioli (Schwefelsäure) vollendet wurde. Der Residualkörper verhielt sich bei der Probe im Fluss mit Antimonit, in der Kupelle und auch sonst überall wie Silber. Hinsichtlich des Verhaltens auf die Metalle wurde das Agens noch nicht ausprobiert. Lediglich mit Gold, das einen Dukaten schwer war, wurde das Experiment ausgeführt. Leopold Wilhelm hat die beiden animiert, sie mögen doch das Experiment mit einer größeren Menge wiederholen. Sie versprachen, bei einer Wiederholung den Extrakt, den Residualkörper sowie die Prozessbeschreibung zu schicken. Der Herr Graf versprach auch, dass er – so ihm der HERR noch Zeit schenke – er zu Leopold Wilhelm kommen werde um vor dessen Augen den Prozess auszuführen. Er meldete, dass sein Doktor Dr. Caesar¹⁸ heiße und jetzt in Minden sei. Dieser besitze eine wahre Tinktur und eine Partikulartinktur. Wären nicht jetzt diese schweren Zeiten, er wäre zu ihm gekommen und hätte „Ihm etwaß abgeschwazt“, „will aber noch allen miglichen fleiß anwenden...“ In der Zwischenzeit leben wir durch die Hoffnung. Leopold Wilhelm hofft darauf, dass der HERR den Seinigen das Glück verschaffe, mit der Armee weiter zu kommen und mit wackeren Leuten Bekanntschaft zu machen.

Dr. Oswald von Rieth besucht Erzherzog Leopold Wilhelm in Homburg

Die kurze chemische Botschaft im Brief vom 12 Juli 1646 aus Homburg ist die: *Leopold Wilhelm erwartet noch am gleichen Tag die Ankunft des „D. oßwalt“.* Dieser hielt sich bei den Bayrischen auf und Leopold Wilhelm will testen, „waß hinter Ihn stekt“. Der Dr. Johann Oswald von Rieth (um 1590 – um 1670) war zu seiner Zeit ein in bestimmten süddeutschen

¹⁷ Es handelte sich dabei um den Grafen Georg Albrecht I. von Erbach (gest. 1647), der in Hanau in Schutzhaft genommen worden war (siehe Schreiber 2004, S. 48).

¹⁸ Es könnte sich um Dr. Weickhardt Scultetus, den man auch „Caesar Patricarius“ nannte, handeln. Siehe: <http://www.history.sav.sk/eknihy/Blanka-Szeghyova-The-Role-of-Magic-in-the-Past-Learned-and-Popular-Magic-Popular-Beliefs-and-Diversity-of-Attitudes.pdf> S. 52;

Landen, in Tirol und in Salzburg bekannter Arzt-Alchemist.¹⁹ Er stammte aus dem Elsass und hatte in Straßburg Medizin studiert. In Tübingen studierte er zusätzlich noch (um 1633) Jurisprudenz. 1642 verfasste er als württembergischer Arzt eine Schrift über ein „Elixir D. Joh. Oswaldi“²⁰.

Von 1649 an steht Dr. Oswald im Dienst der Erzherzöge Ferdinand Karl und Sigismund Franz in Innsbruck. 1657 erhält Dr. Oswald die Erlaubnis des Salzburger Erzbischofs im Lungau ein Bergwerk anzufahren. Als das Bergwerk um 1663 in großen Schwierigkeiten steckt, stellt Erzbischof Guidobald Graf Thun den Dr. Oswald als Leibarzt an.

Auch der Brief 104 vom 5. Dezember 1646 befasst sich mit dem „oßwalt“. *Dr. Oswald von Rieth „künstelt“ nun zu Augsburg. Leopold Wilhelm schickt mit, was er da so macht, bittet aber den Empfänger des Briefes alles im Geheimen zu behalten. Er wolle „khaine faule(n) fisch(e)“ und er erhofft das Experiment selber bald zu sehen, um das Ergebnis Seiner Kaiserlichen Majestät zu überbringen. Er bittet auch, dass der Kaiser den Goldkalk dem „tatenbach“²¹ zeige, aber nicht dazusage, von wem dieser käme.*

Am 27. Februar, so steht im Brief 4 aus Wien, *überschickt Leopold Wilhelm den Prozess „Aqua mercurialis“.* Am 13. März 1647, so die Kunde aus Passau im Brief 8, S. 3 vom 14. 3. 1647, habe *„der Niderlendisch Minch“* (Identität ungeklärt) *mit Talk und Quecksilber eine schöne Silberprobe gemacht. Heute (also am 14. 3. 1646) findet eine Wiederholung statt.* Im Brief 11 aus Osterhofen vom 18. März kommt Leopold Wilhelm wieder auf den *schwarzen niederländischen Mönch* zu sprechen. Er weiß nun, *dass dieser Mönch der einfältigste Tropf ist. Der Mönch habe einem Bauern beim Laborieren zugesehen. Der Mönch meint, diesen Bauern, der auf diese Weise überaus viel Silber gemacht hat, aus den Niederlanden zu Leopold Wilhelm bringen lassen zu können. Wie im übermittelten Bericht beschrieben, hat der Mönch nur ein kleines Körnchen überbracht. Leopold Wilhelm nahm 1 Teil kalzinierten „khloz“ (unklar), 4 Teile Amalgam, insgesamt um die 2 Lot, Quecksilber ein viertes Quintl, bekam Silber und war zufrieden. Er meint, dass das weiche Amalgam mehr bewirkt als das harte. Das Ganze steht und fällt mit einem einzigen Handgriff. Hätte er Zeit, hätte er Hoffnung...* Schließlich berichtet Leopold Wilhelm, *dass wegen des vielen Schnees nicht nach dem Antimon(it) habe gegraben werden können. Er erhofft eine Menge zu bekommen, käme aber der Meister nicht mit, wäre alles umsonst, er (der Mönch ?) wäre zu ungeschickt. Der Prozess solle vom Kaiser wieder zurück geschickt werden, denn es existiert davon keine Kopie.*

In einem Brief, der am ersten Frühlingstag 1647, also wohl am 21. März aus Melk abgeschickt wurde, schreibt Leopold Wilhelm, *dass er sobald er in Passau ist, er „etwas (in) chimi(ci)s avisieren“ will.*

¹⁹ Siehe R. W. Soukup, Chemie in Österreich, Böhlau, Wien etv. 2007, S. 417ff.

²⁰ Siehe Thüringisches Staatsarchiv Gotha, Geheimes Archiv E XI, Nr. 93, p. 330- p. 332;

²¹ Wilhelm Leopold Graf von Tattenbach. Siehe Soukup 2007, S. 433;

Erzherzog Leopold Wilhelm in Brüssel: „khein mensch weiß (hier) was die Alchimie ist“

Die letzten drei Briefe wurden in Brüssel geschrieben, der erste der drei am 16. November 1647. Inhalt wie folgt: *„Der cristian“ schreibt, dass in Wien ein Mann unbekanntens Namens aufgetaucht sei, der um 100.000 Gulden einen Prozess anbietet aus 2 Lot Silber 3 Dukaten Gold herauszubringen, wobei der Goldgehalt mit den Münzvorschriften übereinstimmt. „Der Auerßperg“²² habe es auch schon geschrieben. Vom „Piculomini“ (wohl vom General Piccolomini) hält Leopold Wilhelm „ganz nichtß“. Dieser Piccolomini schrieb dem Leopold Wilhelm, er experimentiere „aus des Preti negri“ Buch. (Zum Prete negri siehe Kommentar zum Brief 62 vom 15. März 1646) Er habe einen gewaltigen Prozess gefunden, der gewiss funktioniert. Zuletzt musste er eingestehen, dass das Glas zerbrochen sei. Bezüglich eines Quecksilber-Prozesses, den Leopold Wilhelm von einem Mönch in Passau gelernt hat, hat er – obgleich er dies dem Kaiser kommuniziert hat – noch keine Antwort empfangen. Funktioniert dieser Prozess oder nicht? Er möchte auch wissen, ob „der Hirsch“²³ noch „künstelt“, ob er jetzt in Prag ist und ob Eure Kaiserliche Majestät in Prag wieder ein eingerichtetes Laboratorium zur Verfügung steht. Gestern habe sich der wehleidige Goldschmied von Antorff (Antwerpen) gemeldet, der beim Kaiser in Preßburg gewesen ist. Dieser habe gute Erfolge erzielt, er habe jetzt einen leuchtenden, wie Wachs fließenden roten Stein und eine nützliche Tinktur zur Goldherstellung gefunden. Er (Leopold Wilhelm) selber halte zwar nichts davon. Er will aber doch hören, was dahinter steckt und dies danach dem Kaiser berichten.*

Der zweite Brief aus Brüssel (vom 21. Dezember 1647) beinhaltet interessante Informationen zum Fehlen einer alchemistischen Szene in dieser Stadt. Aber zunächst schreibt Leopold Wilhelm, es freue ihn in Hinblick auf eine gewisse Person, dass diese beim Kaiser angekommen ist, und er wünscht Glück zu dem „Werk“. Er denkt, dass es mehr als vier Tage beanspruchen werde, wenn es aber gerecht ist, so wären auch zwei Monate nicht zu lang. Er will den Ausgang des Experimentes mit Geduld und Ungeduld erwarten.

Nun zu Brüssel: Hier, so lamentiert Leopold Wilhelm, geht es mit seinem Laboranten gar langsam zu, denn *„in ganzen landen khein mensch weiß was die Alchimie ist“, also hat man auch gar keine Materialien und muss das Aquafort (also das Scheidewasser = 50%ige Salpetersäure) und das Aqua Regis (Königswasser, eine Salpetersäure-Salzsäure-Mischung) selbst machen (lassen), was viel Zeit weg nimmt. Leopold Wilhelm ist auch besorgt um seinen Ruf. Er sieht bei den alchemistischen Arbeiten fast nie zu, denn wenn heraus käme, dass er Alchemie betreibt, käme er um seinen Kredit. Man hält in Brüssel nichts von der alchemistischen Kunst.*

Aus dem letzten Brief (Nr. 48) aus Brüssel ist zu erfahren, dass der Kaiser seinem Bruder Leopold Wilhelm befohlen hat, er solle die alchemistische Kunst nicht ganz aufgeben. Der

²² Johann Weikhard von Auersperg war Geheimrat Ferdinands III., Graf Herwarth von Auersperg war 1655 Kämmerer Ferdinands III. (Siehe: Hofstaatsverzeichnisse: <http://www.univie.ac.at/Geschichte/wienerhof/wienerhof2/hofstaat2.htm> (besucht am 2.9.2016))

²³ Der Laborant Friedrich Hirsch.

„Wegler“ (Identität fraglich) wird in der Folge damit beginnen ein *Aurum potabile* (also sogenanntes „Trinkgold“) herzustellen.²⁴

Brüssel war um 1646 ganz offensichtlich keine Stadt, in der man offen seinen alchemistischen Neigungen nachgehen konnte. War diese Situation dem Wirken des Johan Baptista van Helmont zu verdanken, der am 30. Dezember 1644 in Vilvoorde bei Brüssel verstorben war? Van Helmonts großes Vorbild war Paracelsus. Helmonts Anschauungen beruhten auf der Archeus-Lehre. Er begriff die mannigfaltigsten Erscheinungsformen der Materie als Folgen unterschiedlicher räumlicher Anordnungen der Partikel (id est: Sulphur, Mercurius und Sal). Helmont formulierte das Gesetz von der Unzerstörbarkeit des Stoffes und ihm war klar, dass beispielsweise ein dreimal sublimiertes Blei schlussendlich beim Abkühlen wieder zu „demselben Blei wurde, das es zuvor gewesen ist“.²⁵ Damit war er seiner Zeit weit voraus.

Abschließende Bemerkungen

Hinsichtlich der in den Briefen des Erzherzogs aufgezählten (al)chemischen Prozesse sind mehrere Kategorien zu unterscheiden. Im Vordergrund stehen eindeutig die Transmutationsprozesse, durch die versucht wurde unedle Metalle in edle umzuwandeln, so beispielsweise der „Quecksilberprozess“ oder auch das originelle „Reibwerk“. Aber auch die Vorstellung, eine „Tinctur“ könne alles in Gold umfärben oder durch eine „Projektion“, also die Idee, durch eine Art Animpfen oder Fermentieren einer Schmelze mit winzigen „Goldkeimen“ könne der Goldanteil erhöht werden, gehören dazu.

Strikt abzugrenzen sind von den Versuchen zur Goldmacherei die dokimastischen Prozessschritte. Bei diesen Probiervverfahren wie dem „Scheiden im Guß“ (mit Antimonit) oder der Treibarbeit auf der Aschenkupelle konnten der Gold-, Silber bzw. von geschickten Probierern auch der Kupferanteil von Erzen bzw. Münzen ziemlich genau bestimmt werden. Dies waren frühe analytische Verfahren, die ursprünglich von den geschworenen (also quasi beeideten) Gewerken-Probieren in den Probierstuben der Berg- und Hüttenwerken bzw. auch den Münzprägestätten durchgeführt wurden.

Beim Zementationsverfahren, das der Erzherzog Leopold Wilhelm auch einmal erwähnt, wurde durch ein langes Erhitzen von Metallfolien zusammen mit Salzen und unter Luftzutritt in einer Zementationsbüchse in der Tat der Goldanteil einer Legierung erhöht. In der Sprache der Alchemisten kam es daher in der Tat zu einer „Augmentation“ (Erhöhung). Aber in Wirklichkeit erfolgte eine „Abreicherung“ an Silber. Das Silber verlor sich als Silberchlorid in der Wand des Schmelzgefäßes oder wurde sogar flüchtig.

²⁴ Bereits im Brief 57 ist von einem *aurum potabile* gesprochen worden: Leopold Wilhelm erwähnt die Herstellung eines Trinkgoldpräparates, die einer „Extraktion der Goldseele“ entspricht. Üblicherweise wurde dabei Gold in Königswasser aufgelöst, die Lösung neutralisiert und das Gold mit Hilfe eines Reduktionsmittels – z. B. Alkohol – zu farbigen kolloidalen Goldlösungen reduziert.

²⁵ Strunz 1929, S. 146;

Schließlich sind noch die zum Teil der Chymie (also eine Chemie im Dienste der Medizin) zuzuordnenden Produkte wie „Aurum potabile“ (Trinkgold) oder „Mercurius Solis“ zu erwähnen. Sie bestanden in der Regel aus mehr oder weniger fein verteiltem Gold (kolloidalem Gold) und zeigten unterschiedliche Farben.²⁶ Sie sollten Krankheiten heilen. In dem von Leopold Wilhelm erwähnten Buch der „*Fünff hundert außerlesene Chymische Proceß*“ des Thomas Kessler findet man etliche Vorschriften für derartige Präparate. Dem Kommentar eines gewissen Dr. Johann Friedrich Rübels aus dem Jahre 1755, dass diese Vorschriften „verwerfflich (sind), ist zuzustimmen, und nicht nur deswegen, „weil das Menstruum nichts taugt“.²⁷ Bemerkenswert ist, dass die ursprüngliche Publikation von 1628²⁸ um vieles seriöser war. In ihr findet man Rezepte, die auf Tobias Hess, Johannes Hartmann, Joseph Quercetanus, Basilius Valentinus, Leonhard Thurneysser und Arnold Kerner zurück gehen. Im Streit zwischen den Galenisten (er nennt sie auch Dogmatiker) und den Spagyrikern vertrat Kessler eine pragmatische Position: im Falle einer widersprüchlichen Angabe gebühre der Erfahrung der Vortritt.

Mehrfach zitierte Literatur

Eva-Katharin Ledel, Private Briefe Kaiser Ferdinands III. an Erzherzog Leopold Wilhelm 1640-1643, 1645, Diplomarbeit Universität Wien 1995: <http://home.pages.at/ek-ledel/wissen.htm> (2/2013, besucht am 3.9.2016)

Renate Schreiber, „Eine Galeria nach meinem Humor“. Erzherzog Leopold Wilhelm, KHM, Wien 2004;

Franz Strunz, „Van Helmont“ in: Günther Bugge (Hg.), Das Buch der grossen Chemiker, Weinheim 1929 (Nachdruck 1975), S. 142 – 150;

²⁶ R. W. Soukup, *Mercurius Solis: Hunting a Mysterious Alchemical Substance*. Budapest 2010: http://rudolf-werner-soukup.at/Publikationen/Dokumente/Mercurius_Solis.pdf

²⁷ Johann Friedrich Rübels, *Physikalische und medizinische Abhandlungen*, Frankfurt und Leipzig 1755, S. 67.

²⁸ Siehe Fußnote 16.